

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Mehemed Ali ahnt in schreckensvoller Angst, daß die Augensterne Wischnu's uns Allen zur Freiheit leuchten werden, daß Indiens Zukunft zwischen den Ufern unseres heiligen Eilandes ruht!" fuhr Matreyi fort. „Der Verruchte weiß, daß auf meinen Ruf in Wischnu's Namen Hunderttausende aufstehen werden, die Freiheit unserer Götter zu retten, unser Vaterland auf's Neue groß und mächtig zu machen! Tod dem Mörder, Tod und Verdammniß dem Geier auf seinem Felsenneste!"

„Tod und Verdammniß!" heulte die Menge. Chatanaya aber hob auf's Neue seine Rechte.

„Ich aber verkünde euch, der Tag der Freiheit, der Tag der Erlösung ist gekommen. Heller als je strahlen die Augen Wischnu's, in denen einst Râma, der Beglückende, uns das heilige Sinnbild der Größe und der ewigen Freiheit unseres Volkes gab. Ich habe elf Tage und elf Nächte vor dem Antlitz des Allerbarmers gelegen und im Glanze seiner Augen gelesen: die Stunde der Vergeltung ist da! Auf nach Tritschinopoly, auf nach der Raubburg des dreimal Verfluchten!"

Wieder ging ein Brausen durch die fanatisirte Masse und wieder hob der Goschmani an:

„Ihr Krieger aus Radschputana, seid ihr bereit?"

„Sechshundert Reiter liegen in den Schluchten des Cavery und harren auf Wischnu's Zeichen!" rief der Aelteste der Häuptlinge.

„Ihr Männer von Audh, von Kischna, von Bangalur, ihr Tapferen von Sikandarabad, von Dharwar und Scholapur, ihr Krieger aus Khandesch und Surat, seid ihr bereit?"

„Wir sind's, wir sind's! Sieg oder Tod! Heil Dir, unserem Führer!"

„Und ihr, ihr Fürstensöhne von Adoni, von Chittur, von Sirah, und Du, tapferer Radschah von Ghatastapana, seid ihr bereit?"

Jubelnd flogen die Schwerter aus der Scheide. „Bei den strahlenden Augen Wischnu's, wir sind's!"

„So sage ich euch wiederum und zum dritten Male: die Zeit der Herrschaft der Verdammten ist abgelaufen! Der Krieg, der heilige Krieg beginne — Wischnu und der Sieg werden mit uns sein. Morgen, mit Tagesanbruch werdet ihr, tapfere Radschputen, die Augen des Allerbarmers zu schützen, die Tempel unseres großen Gottes besetzen, damit kein freventlicher Arm sich nach seinen Heiligthümern ausstreckt! Ihr Anderen aber setzt euch Alle sogleich auf Tritschinopoly mit den Euren in Marsch — dort liegt die Entscheidung, dort liegt der Sieg! Auf im Namen des Allerbarmers, auf unter dem allverheißenden Zeichen von Wischnu's strahlenden Augen, auf nach Tritschinopoly!"

„Auf nach Tritschinopoly — auf nach Tritschinopoly!" jubelte die Masse und drängte dem Ausgang zu, während Matreyi, von seinen Priestern umgeben, im langsamen, würdevollen Zuge sich nach der Pagode zurückbegab.

Der Radschah und Chadreux waren allein zurückgeblieben. Der Offizier schnitt die Fesseln des noch immer am Boden liegenden Chonds durch. „Wirst Du gehen können?" fragte er mitleidig.

Der Riese richtete sich auf, dehnte und streckte seine mächtigen Glieder, blickte aber scheu, fast angstvoll zu dem Fremden empor. Er mochte glauben, daß ihm das Leben nur geschenkt sei, um ihn für noch schlimmere Martern aufzusparen.

„Wirst Du gehen können?" mußte Chadreux wiederholen.



Frühlingslust. Nach einem Gemälde von R. Epp. (S. 163)

„Es genügt, wenn es nur eine halbe Wegstunde ist, dort harren unsere Elephanten."

Der Chond sprang empor, ein Funken neuer Lebenshoffnung schien ihm zu leuchten. Zwar verursachten ihm die Brandwunden an seinen Füßen gewiß entsetzliche Schmerzen, aber er kreuzte doch demuthsvoll die Arme. „Es wird gehen, Herr."

Der Radschah lachte. „Du kennst diese Schurken schlecht, Bruder! Sie haben ein dreifaches Leben. Der Bursche ist übermorgen so gesund wie ein Fisch im Wasser! Aber nun komm — die Zeit drängt." Er ging einige Schritte, dann blieb er auf's Neue stehen und faßte Chadreux' Hand. „Ich baue auf Dich und Dein Urtheil, Bruder!" sagte er ernst. „Du hast sie gesehen, meine tapferen Brüder, Du hast ihre Begeisterung gehört und mitempfunden — glaubst Du nun an den Sieg?"

Es wurde dem Grafen nicht leicht, zu antworten; er konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Besorgnissen Ausdruck zu geben.

„Wir wollen das Beste hoffen," entgegnete er endlich ausweichend, „und das Schlimmste nicht fürchten. Dem Muthigen, Hoheit, so sagt ein altes Wort, dem Muthigen steht das Glück bei, und für eine gute Sache kämpft man doppelt leicht!"

6.

Dolarie.

„Männlich zu leiden,
Kraftvoll zu meiden,
Kühn zu verachten,
Bleib' unser Trachten,
Bleib' unser Kämpfen in eherner Brust."
Matthison.

Die Befürchtungen, welche Chadreux gehegt hatte, sollten sich nur allzu schnell verwirklichen. Chatanaya Matreyi mochte von seinem Standpunkt aus ganz richtig gehandelt haben, als er den Sturm entfesselte, sobald der Anschlag Mehemed Ali's auf seine Person verunglückt und des Herrschers von Tritschinopoly Name als der Urheber des verruchten Meuchelmordes genannt war: er mußte sich sagen, daß Mehemed nun jede Rücksicht als nutzlos außer Augen lassen, aller Wahrscheinlichkeit nach so bald als möglich ihn mit Gewalt beseitigen und sich der Tempelschätze von Seringham bemächtigen würde. Mehr als je mußte es dem Fürsten jetzt darauf ankommen, den mystischen Nimbus, der von den „Augen Wischnu's" ausging, zu zerstören; riß er jetzt mit kecker Hand die strahlenden Diamanten aus dem Bildniß des Gotterbarmers, zeigte es sich, daß Wischnu den Frevler nicht auf der Stelle vernichtete, so wurde der Glaube an die Unfehlbarkeit der alten Prophezeiung tief erschüttert, vielleicht völlig zerstört. Es fehlte ja in der Geschichte der Reiche von Arkot und Tritschinopoly wahrlich nicht an Vorgängen gleichen Tempelraubes, der Vorgänger des jetzigen Herrschers hatte besonders im Norden des Landes fast alle kleineren Bhagavatis geplündert, und daß Seringham diesem Schicksal bisher entgangen war, dankte es nur der eigenartigen Machtstellung, dem überall wohlbekannten Einfluß der Waischnavas. Selbst die größten Tyrannen respektiren meist tiefgehende Volksstimmungen.

Der Priester hatte auch ganz richtig gerechnet, als er schnell entschlossen die kleinen Radschputenhaufen sofort nach Seringham warf, denn kaum vierundzwanzig Stunden später erschien eine Abtheilung der Truppen Mehemed's vor dem Tempel, begehrte Einlaß, und als dieser verweigert wurde, Ergebung auf Gnade oder Ungnade. Den Radschputen gelang es mit jener Tapferkeit, die diesem wackeren Volksstamm der „Königssöhne", wie sie sich selbst nennen, allezeit eigen war, den Angriff zurückzuweisen, ja sie vernichteten die gegnerische Abtheilung fast vollständig. In den weiten Hallen des Tempels erscholl tausendstimmiger Jubel, glühende Lobgesange erklangen zum Preise Wischnu's vor seinem heiligen Bildniß. „Es ist Wahrheit geworden, was mir die strahlenden Augen gekündet haben," beeilte sich Chatanaya Matreyi an Dupleix zu schreiben, „der Tag der Befreiung ist wirklich gekommen. Gestern haben vierhundert tapfere Radschputenkrieger unter dem Sonnenglanz des Allerbarmers die doppelte Anzahl Feinde zerschmettert, und in den nächsten Tagen schon werden von Nah und Fern ungezählte Schaaren eintreffen, um zu Wischnu's Ehren zu siegen und zu sterben. Eile herbei, großer Radschah, um die Früchte unseres Ringens zu theilen!"

In der That sammelte sich in überraschend kurzer Zeit fast unter den Mauern von Tritschinopoly ein recht bedeutendes eingeborenes Heer, und wenn Chatanaya Matreyi dem Drängen der Führer desselben gefolgt wäre, so würde er sofort zum Sturm auf die Felsenveste übergegangen sein. Aber der große Waischnava war denn doch zu klug, um seine Vortheile so leicht auf das Spiel zu setzen; er wußte recht gut, daß in Tritschinopoly einer der tüchtigsten englischen Offiziere, Major Lawrence, befehligte, und daß es den Briten gelungen war, noch rechtzeitig durch einige schwere Geschütze die Armirung der an sich leicht zu vertheidigenden Bergstadt zu vollenden, ja sogar einige Kompagnien ihrer eigenen Kerntruppen hineinzuwerfen. Chatanaya wandte daher sogar allen seinen Einfluß auf, um die vereinzelt eintreffenden zahlreichen, aber undisziplinirten Heerhaufen seiner Anhänger von vergeblichen Sturmangriffen abzuhalten, und erreichte auch, daß man sich vorläufig bis zum Eintreffen des französischen Hilfscorps mit einer weitläufigen, losen Cernirung begnügte, die eigentlich auch nur bestand, weil Major Lawrence es bisher nicht für angemessen gefunden hatte, sie an irgend einem Punkte zu durchbrechen. Immerhin reichte die versammelte indische Macht aber hin, Seringham und den Tempel vor einem erneuten Angriff zu schützen, und damit war schon viel gewonnen — wenigstens für den Priester der strahlenden Augen Wischnu's.

General Dupleix seinerseits war entrüstet über den vorzeitigen Losbruch. Nicht nur, daß etwaige, nur zu wahrscheinliche Mißerfolge die besten Kräfte seiner Bundesgenossen verzehren mußten, sah er auch, daß jetzt die Verwaltung der britisch-ostindischen Compagnie gewarnt war und sofort energische Gegenmaßregeln traf. Schon war es bekannt, daß Clive, dessen Name gerade damals berühmt zu werden begann, mit einem auserwählten Heere im Anmarsch sei.

Graf Chadreux war sofort von Ghatastapana abberufen worden. Der General wollte nicht, daß der französische Namen mit den unvermeidlichen nächsten Rückschlägen verquickt werde, er hatte aber freilich auf der anderen Seite auch nicht umhin gekonnt, seine eigenen Vorbereitungen möglichst zu beschleunigen, wenn er nicht des Vertrauens der Hindus verlustig gehen wollte. Er fühlte die Nothwendigkeit, unter den einmal gegebenen Verhältnissen vor Allem zum Schutze von Seringham schnell zu handeln, sogar so sehr, daß er nicht einmal die kleine, aber bei seiner Schwäche an europäischen Truppen hoch werthvolle Verstärkung, die ihm in Aussicht stand, abwartete, sondern schon Anfang Dezember in der Richtung auf Tritschinopoly aufbrach. Noch lebte ja die bestimmte Hoffnung in seiner Brust, daß diese Expedition glücklich enden und in ihren Folgen für die ganze weitere Gestaltung der Verhältnisse auf der Halbinsel entscheidend sein werde, eine Hoffnung, die um so begründeter war, als fast gleichzeitig im Norden des Carnatic einer der bravsten Offiziere der französischen Armee, Major Bussy, mit kurzen, kräftigen Schlägen vier weitausgedehnte Provinzen für das Gouvernement gewann und den französischen Waffen zu neuem Ansehen verhalf.

— — — — — — — — — — —

Die Armee war noch drei Tagemärsche von dem Colerun entfernt, als der General eines Abends Chadreux in sein Zelt rufen ließ.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, mein lieber Graf," begann Dupleix, „weil ich Ihnen einen Auftrag zugedacht habe, zu welchem ich Ihnen nur selbst Ihre Instruktionen geben kann. Es sind leider schlechte Nachrichten von Tritschinopoly eingegangen. Vor einer Stunde erst erhielt ich die Meldung, daß die Cernirungslinie wenigstens vorübergehend gesprengt ist. Lawrence hat nicht nur einen Transport Munition und Lebensmittel an sich ziehen können, sondern es hat auch ein starkes Streifcorps die Linien durchbrochen — weshalb man die ohnehin nicht starke Besatzung durch diese Detachirung geschwächt hat, vermag ich noch nicht zu übersehen, ohne Zweck hat der einsichtsvolle Lawrence aber jedenfalls nicht gehandelt. Wie dem aber auch sei, wir müssen dem Radschah von Ghatastapana, dessen Kontingent augenblicklich den Kern des Belagerungscorps bildet, sofort Unterstützung senden. Der Marsch der Armee mit ihrem leidigen Train, dessen wir uns in diesem verwünschten Klima nun einmal nicht entschlagen können, ist aber geht zu langsam, ich beabsichtige daher, Sie mit einer Kompagnie Grenadiere, drei Kompagnien Sepoys und zwei Feldgeschützen noch heute Nacht vorauszusenden. Lieutenant Beauviller mag mit Ihnen gehen. Er kennt Wege und Terrain genau — es ist ja nicht das erste Mal, daß wir in dieser Gegend kämpfen."

Der Kapitän verbeugte sich; aus seinen Augen strahlte helle Freude. Er hatte in den letzten Wochen bisweilen das Gefühl gehabt, als ob der General ihm eine Mitschuld an dem übereilten Losbruch der Hindus zumesse, desto mehr beglückte ihn jetzt der neue selbstständige Auftrag.

„Sie können meiner Rechnung nach ohne allzu große Ueberanstrengung Ihrer Truppen übermorgen Nacht vor Tritschinopoly eintreffen, während ich selbst voraussichtlich erst zwei Tage später dort sein werde. Ich mache es Ihnen aber zur heiligen Pflicht, Kapitän, sich bis zu meiner Ankunft nicht zu irgend einem entscheidenden Kampf durch die Ungeduld der Hindus hinreißen zu lassen, Ihre Aufgabe ist es lediglich, denselben einen moralischen Halt zu geben. Sie haben mich verstanden?"

„Gewiß, mein General! Und wann soll ich aufbrechen?"

„Eine Stunde nach Mitternacht."

Dupleix machte eine Pause und spielte nervös mit den Papieren, die auf seinem Zelttisch lagen. Chadreux wartete vergebens auf ein Wort der Entlassung. Endlich stand der General auf und schritt rasch nach den Vorhängen, um nachzusehen, ob kein unberufener Lauscher in der Nähe sei. Es war Alles still draußen, nur die Schildwache schritt vor dem Zelt hin und her.

„Mir liegt noch eine Mittheilung an den Radschah auf dem Herzen, die ich nicht gern dem Papier anvertrauen möchte, weil sie die Ehre eines Kameraden betrifft," begann Dupleix dann auf's Neue. Seine Stimme klang eigenartig gepreßt. „Sie kennen den mißtrauischen, ewig das Schlimmste im Mitmenschen befürchtenden Charakter dieser Hindus noch nicht lange genug, mein lieber Graf, ich muß Ihnen daher auch nach dieser Richtung hin besondere Vorsicht einschärfen. Der Radschah hat mir da eine Mittheilung zugehen lassen, so eigenartiger,

so — was soll ich sagen — erbärmlich niedriger Natur, daß ich mich schlechterdings nicht dazu verstehen kann, ihr eine Folge zu geben. Es will mir nicht einmal recht über die Lippen: der Radschah behauptet, einer der Unseren, ein erprobter Offizier, stände in heimlichen Beziehungen zu den Gegnern."

Unwillkürlich zuckte der Kapitän zusammen — der Gedanke an Robilant schoß ihm durch den Sinn. Dem scharfen Auge des Generals war die Bewegung nicht entgangen.

„Der Fürst hat auch Ihnen davon gesprochen? Ich brauche dann wenigstens kein Hehl aus der Sache Ihnen gegenüber zu machen. Also er beschuldigt den Marquis Robilant geradezu des Verraths und hat versucht, mir in seiner Art das, was er Beweise nennt, zu liefern, das heißt, er hat einen Schriftwechsel zwischen Robilant und dem Major Lawrence festgestellt, ja diesem sogar einen Brief, den Jener thatsächlich geschrieben hat, entwenden lassen und mir gesendet. Das Letztere machte mich natürlich zuerst auch stutzig, als ich aber den Brief durchlas, gewann ich zu meiner großen Freude die Ueberzeugung, daß der Radschah sich gründlich geirrt hat. Robilant war, wie Ihnen wahrscheinlich bekannt ist, vor drei Jahren gefangen, lernte in der Gefangenschaft den Major Lawrence kennen und knüpfte zugleich in Kalkutta eine seiner zahllosen Liebschaften an. Der ganze Brief ist nichts Anderes, als ein freundschaftlicher Gruß, wie man ihn einem tapferen Gegner wohl zusenden kann, und vor Allem eine Anfrage nach dem Schicksal jener Dame — nur ein mißtrauischer Hindu kann aus den höflichen Redewendungen des Schreibens einen doppelten Sinn herauslesen. Ich habe übrigens offen mit Robilant gesprochen und ihm das immerhin Unvorsichtige seiner Handlungsweise vorgehalten — wollen Sie dem Radschah mittheilen, daß und wie sich die Sache aufgeklärt hat? Da Sie mit ihm näher befreundet sind, wird es Ihnen vielleicht besser gelingen, als mir selbst."

„Ich fürchte, mein General, ich werde einen schweren Stand haben. So sehr ich selbst natürlich von der Unschuld unseres Kameraden überzeugt bin, so sicher fühlte sich der Fürst schon damals seiner Sache. Ich will indessen selbstverständlich alles Mögliche thun —"

„Gut, gut, lieber Chadreur." Der General reichte dem jungen Offizier freundlich die Hand zum Abschied. „Was haben Sie übrigens für Nachrichten von Ihrem wackeren Vater? Sie haben mir lange nichts von ihm erzählt."

„Ich warte selbst mit Ungeduld auf Briefe, mein General. Ich hoffe, sie sollen mir gute Kunde bringen; nach den letzten Nachrichten, die ich erhielt, steht die Verlobung meiner jüngsten Schwester bevor."

„Ah — das freut mich! Nun, hoffentlich beenden wir diesen Feldzug ebenso schnell wie glücklich, und ich kann Sie auf ein Jahr nach der Heimath senden. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten. Gehen Sie mit Gott, lieber Graf, in wenigen Tagen sehen wir uns wieder."

Chadreux schritt nachdenklich seinem Zelt zu. Der Verdacht des Radschah gegen Robilant ging ihm durch den Kopf, er konnte den Gedanken daran nicht los werden. Es war vorhin wirklich seine aufrichtige Meinung gewesen, als er dem General erklärte, von der Unschuld des Kameraden völlig überzeugt zu sein, trotzdem blieb eine leise Unsicherheit in seiner Seele haften, so sehr er sich gegen den häßlichen Gedanken sträubte. Chadreux bewunderte Dupleix wegen seiner wahrhaft großmüthigen, edlen Gesinnung, die jeden Verdacht gegen einen französischen Edelmann ohne zu fragen und zu deuteln zurückwies, er bewunderte ihn doppelt, weil er sich selbst nicht ganz zu einer gleichen Höhe emporschwingen konnte. Der Marquis Robilant war nicht sonderlich beliebt unter den Kameraden; man nannte ihn leichtsinnig und habgierig, obwohl Jeder ihm vortreffliche militärische Eigenschaften zugestehen mußte. Es war auch nicht unbekannt, daß er sich im Vaterlande so ziemlich unmöglich gemacht, daß er sein Vermögen verpraßt hatte und schließlich daheim in allerlei schmutzige Geldgeschäfte verwickelt gewesen sei. Dabei entwickelte er jetzt einen Aufwand, der weit über seine Verhältnisse ging, und man sagte, daß er die Kosten seines köstspieligen Lebens durch das Spiel mit den reichen Kaufherren von Pondichéry bestreite — aber waren das Alles Dinge, die einen elenden Verrath seinerseits möglich machten? Einen Verrath — nein, es konnte nicht sein!

Sein Weg führte Chadreux durch die lange Zeltgasse der Offiziere. Im Lager war es schon still, der überaus anstrengende Marsch hatte selbst die Uebermüthigsten früh zur Ruhe gezwungen, nur hier und dort stahl sich ein leiser Lichtstrahl zwischen den leinenen Wänden hervor. Zufällig bemerkte der Kapitän auch, daß im Zelt des Lieutenants Beauviller noch Licht sei, und er trat näher heran, um dem Offizier, der ihn ja begleiten sollte, sofort einige Instruktionen zu geben.

Ehe er jedoch noch den Vorhang lüftete, hörte er Stimmen im Zelt und vernahm das Rollen der Würfel. Es war nichts sonderlich Merkwürdiges dabei; dieser Beauviller, ein alter, roher, aber brauchbarer Soldat, galt ja allgemein als ein Spieler, und ein solcher findet meist im Feldlager schnell Genossen — aber war das nicht Robilant's scharfes Organ?

„Sechs gegen acht! Du hast verteufeltes Glück, mein lieber Beauviller!" hörte Chadreux deutlich. „Hol's der Henker — es gilt das Doppelte!"

Wieder rollten die Würfel. Ein leiser Fluch, das Klingen heftig auf den Tisch geschleuderter Goldstücke folgte. „Nur nicht so wild, Marquis!" rief der Andere und fügte leiser spöttisch hinzu: „Bei Deinen Verbindungen kann man solchen Verlust schon verschmerzen."

„Verbindungen? He? Nicht, einen Deut borgen mir meine reichen Freunde, die Krämer von Pondichéry. Ja beim Zeus, wenn es wenigstens noch einmal eine ordentliche Beute geben wollte, aber es lohnt sich ja in diesen jammervollen Tagen nichts mehr. Nur eine Handvoll Diamanten —"

Beauviller lachte. „Eine Handvoll! Du bist bescheiden, mein Braver! Ich würde mit einem einzigen zufrieden sein, und wenn er nur halb so groß wäre wie diejenigen, die ja der Götze von Seringham, auf den wir jetzt lossteuern, im Angesicht haben soll."

„Ich kenne die Augen Wischnu's," hörte Chadreux den Marquis leiser erwiedern. „Ich habe sie vor drei Jahren selbst gesehen. Bei Gott, das sind Steine, jeder ein fürstliches Vermögen werth. Man könnte zum Verbrecher um ihretwillen werden —"

„Ich glaubte, Marquis, Du hättest Dir bereits ein ziemlich weites Gewissen angeeignet, Deine Freunde braucht man ja gerade nicht unter den französischen Krämern allein zu suchen."

„Was soll das heißen? Ich verbitte mir derartige Anspielungen."

„Jenun — jenun. Man ist doch nicht umsonst gut Freund mit einander — warum denn da gleich so heftig. Wir machen vielleicht noch einmal Halbpart."

Chadreux durchrieselte es. Was besagten diese Andeutungen? Aber er überlegte sich sofort, daß sie sicher höchst harmloser Natur sein müßten — wer plaudert über Hochverrathspläne beim Spiel und hinter dünnen Zeltwänden? Gewiß, nur weil seine eigenen Gedanken sich gerade mit Robilant beschäftigt hatten, kam ihm selbst ein solcher Verdacht: es war lächerlich, darauf Schlüsse bauen zu wollen. Zudem widerstrebte es ihm auf's Aeußerste, hier den Horcher zu spielen. Er trat schnell einige Schritte zurück und rief laut: „Ich sehe noch Licht bei Ihnen, Lieutenant Beauviller. Kann ich Sie sprechen? Ich habe einen Auftrag des Generals."

Drinnen klang es wie ein unterdrückter Fluch. Dann trat Beauviller heraus.

„Ah, Sie sind es, Herr Graf? Was steht zu Diensten?"

Chadreux gab schnell einige den Marsch betreffende Weisungen, das Gespräch war in wenigen Minuten beendet. Der Marquis hatte sich nicht sehen lassen, Beauviller forderte Chadreux auch nicht auf, in das Zelt zu treten.

Die Zeit bis zum Aufbruch war nicht mehr lang genug, um noch der Ruhe zu pflegen; es gab noch manche Anordnung zu treffen: außerdem wußte der Graf auch, daß der Schlaf ihn fliehen würde. Er war zu tief erregt, der neue ehrenvolle Auftrag, die Angelegenheit Robilant's, nicht zuletzt das bevorstehende Wiedersehen mit dem Radschah, zu dem er eine wahrhaft freundschaftliche Zuneigung empfand, beschäftigte all' sein Sinnen. Und dann hatte die Frage Dupleix' nach dem Vater auch der Erinnerung an die Heimath einen neuen Impuls gegeben: der Erinnerung an die schöne ferne Heimath, an all' die theuren Lieben jenseits des Oceans! Die alten Linden von Chadreux stiegen wieder vor seinem Auge empor, er sah im Geiste den Vater, sah Louison und Marcel — o, daß er sie an sein Herz drücken könnte, diese lieben Traumgestalten!

Ein leises Kratzen an dem Zeltvorhang riß den Kapitän endlich aus seinem Sinnen empor. Er kannte das Geräusch, es war das Zeichen, mit dem Sidi sich stets anmeldete, jener Chond, den Chadreux in der Höhle der Waischnavas von Chatanaha Matrehi losgebeten hatte. Er hatte ihn bei sich behalten, auch nachdem die Brandwunden an seinen Füßen geheilt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingslust.

(Mit Bild auf Seite 161.)

Wenn der Mai seinen Einzug hält, wenn die Wiesen mit buntem Blumenflor, die Bäume mit jungem Grün sich bedecken, dann zieht die Frühlingslust in das Menschenherz ein. Auch die hübsche Kleine, die auf unserem Bilde Seite 161 (nach einem Gemälde von R. Epp) vom Arme der Mutter emporgehoben wird, jauchzt fröhlich dem wieder erwachenden Lenz entgegen und hascht mit den Händchen begehrlich nach dem hellen, leuchtenden Laube, das eine kurze Woche voll Sonnenschein hervorgelockt hat. Das junge Böcklein aber, das zahm wie ein Hund die junge Bauersfrau in's Freie begleitet hat, verräth durch seine Sprünge und Kapriolen die in ihm gleichfalls lebendige Frühlingslust.

Eine Entdeckung.

(Mit Bild auf Seite 164.)

Auch die Hunde sind der Langeweile zugänglich, die ihnen, falls sie nicht sehr gut gezogen sind, häufig so lebhafte Klagetöne erpreßt, daß die Nachbarschaft darüber rebellisch wird. Dem braven Vorstehhunde auf unserem Bilde S. 164 und seinem Freunde, dem schlauen Dächsel, ist nun zwar ein so ungebührliches Betragen nicht zuzutrauen, vielmehr wissen beide die lauten Zeichen der Langeweile zu unterdrücken, werden aber von ihr darum nicht weniger geplagt. Eine höchst willkommene Entdeckung ist daher, besonders für den lebhaften Dächsel, eine Kreuzspinne, die sich an einem Faden zur Erde niederlassen will. Schon hat er sie argwöhnisch in's Auge gefaßt, im nächsten Augenblicke wird er darauf losfahren und die Spinne zu erhaschen suchen, was immerhin, wenn es ihm auch nicht gelingt, doch eine ganz ergötzliche Unterhaltung abgibt.

Der Schleichhandel an der Küste von Istrien.

(Mit 7 Bildern auf Seite 165.)

Namentlich an der Ostküste der Halbinsel Istrien steht der Schleichhandel ungeachtet aller Anstrengungen der österreichisch-ungarischen Regierung zur Unterdrückung dieses Unwesens in höchster Blüthe, denn die Schmuggler, die sich meist aus der slavisch-italienischen Küstenbevölkerung rekrutiren, sind von Jugend auf mit allen Klippen, Buchten und Felspfaden genau vertraut. Die Zollwächter oder die Finanzwache, wie man in Oesterreich sagt, zerfallen in Zollwächter zur See und in solche für den Landdienst. Bald patrouilliren sie oben auf der Hochfläche des Karst, bald kreuzen sie im Zolldampfer längs der Küste oder liegen im Zollboot zwischen den Klippen im Hinterhalt, um das Nahen eines verdächtigen Fahrzeuges abzuwarten. Die Durchsuchung eines solchen bleibt aber oft genug erfolglos, denn wenn die Schmugglerschiffe zeitig genug Verdacht schöpfen, so wird schnell die unverzollte Waare an einer flachen Uferstelle versenkt, die den kundigen Schmugglern wohlbekannt ist und später leicht wieder aufgefunden werden kann. Ist dagegen das Schleichhändlerfahrzeug bei Nacht in einer verborgenen Bucht glücklich gelandet, so beginnt der zweite, nicht minder schwierige Theil der Aufgabe, die den am Ufer harrenden Genossen zufällt. Es gilt nämlich jetzt, die schweren Ballen vom Meeresufer die steilen Klippen empor auf das Karstplateau zu schaffen. Dergleichen Unternehmen suchen die Landzollwächter zu vereiteln, und oft genug ertönt den Schmugglern oben auf der Höhe ein „Halt! Erwischt!“ entgegen. Die Vordersten werden dann meist gefangen, und wenn auch die Uebrigen sich, nachdem sie ihre Last von sich geworfen, im Gewirre der Felsen zu retten wissen, so ist doch die werthvolle Ladung verloren.

Ein Wiederfinden.

Erzählung aus der Reichshauptstadt.

Von

L. Maurice.

(Nachdruck verboten.)

„Das ist Alles ganz gut und wohl; ich nehme aber prinzipiell keine Leute, die Grund haben, über ihre Vergangenheit einen Schleier zu breiten.“

„Machen Sie mit mir eine Ausnahme; Sie sollen es nicht bereuen.“

„Bedaure, Adieu.“

In den Augen des Entlassenen blitzte es zornig auf, und eine bittere Bemerkung schwebte auf seiner Zunge. Allein er unterdrückte sie und entfernte sich raschen Ganges. Draußen hob er die geballte Faust gegen das Gebäude.



Eine Entdeckung. Originalzeichnung von C. Partz. (S. 163)

„Ihr habt es zu verantworten,“ knirschte er ingrimmig. „Aber nein,“ murmelte er darauf halblaut, „ich will trotzdem ein ehrlicher Kerl bleiben. Vielleicht gibt mir die Stadtverwaltung Arbeit.“

„Daß Du ein Narr wärest, da noch lang herumzufragen, Speicher,“ sagte plötzlich eine spöttische Stimme hinter dem Sinnenden, und eine Hand schlug ihm derb auf die Schulter. „Komm mit, ich habe leichteren, besseren Verdienst für Dich.“

Der sich betroffen Umwendende blickte in das grinsende Gesicht eines mit schäbiger Eleganz gekleideten Menschen.

„Du bist es, Schirmer?“ sagte er dann kalt. „Nein, für Geschäfte wie die Deinigen danke ich.“

„So stolz?“ meinte Jener giftig. „Wer gerade aus Rummelsburg, aus dem Zuchthause kommt, hat natürlich alle Veranlassung dazu.“

Speicher wollte kurzweg weitergehen, der Andere hielt ihn aber am Arm zurück und fuhr begütigend fort: „Na, lauf nur nicht gleich davon; ich wollte Dich nicht kränken. Du hast bei Thürberg und bei Zahlinger umsonst angeklopft?“

„Woher weißt Du —?“

„Ich sah Dich bei Beiden herauskommen und las auf Deinem Gesicht deutlich die Enttäuschung. Dann folgte ich Dir hierher und hörte so Dein Selbstgespräch.“

„Gut, ich gebe zu, bei den Leuten vergebens um Arbeit gebeten zu haben; es wird mir aber schon gelingen, anderwärts anzukommen.“

„Bei der Stadtverwaltung meinst Du? Nun ja, vielleicht nehmen sie Dich als Straßenkehrer oder bei den Rieselfeldern oder sonstwo zu zwei Mark fünfzig den Tag. Laß aber nur 'mal die anderen biederen Leute, die da mit Dir schaffen, hören, daß Du in Rummelsburg warst, ob sie Dir dann das Leben nicht so sauer machen, daß Du bald den Besen oder die Hacke wieder hinwirfst und Deiner Wege gehst.“

Speicher blickte finster vor sich nieder. Der Versucher merkte, daß seine Worte Eindruck gemacht und nutzte den Erfolg geschickt aus.

„Komm mit,“ wiederholte er; „einen Schluck mit einem alten Bekannten zu trinken wirst Du doch vor Deinem Gewissen noch verantworten können.“

„Meinetwegen,“ meinte Speicher nach kurzem Zögern, „ich muß auch etwas zu mir nehmen; das Herumlaufen hat mich hungrig und durstig gemacht.“

Die Beiden gelangten nach einem Gange von etwa zehn Minuten in eine enge Seitenstraße, wo sie vor einem unansehnlichen Hause Halt machten. Es war eine sogenannte Kellerwirthschaft. Schirmer öffnete die Thür und stieg, von dem Andern gefolgt, die zum Schänklokale führenden Stufen hinab. Dort unten brannten, obwohl es draußen noch lichter Tag war, schon die Lampen, ohne freilich des furchtbaren Tabaksqualms wegen viel Helle zu verbreiten. Der nicht sehr große Raum war so gefüllt, daß die Beiden kaum noch Platz fanden.

„He, Zulke, wen bringst Du denn da?“ fragte einer der an dem betreffenden Tische Sitzenden, ein wohlgenährter Gesell mit glatt-


Istrianische Schmugglertypen.


Visitation eines Fahrzeuges durch die Zollwache.


Zollwächter zum See- u. Landdienst.


Versenken von geschmuggelten Waaren.


Zollboot im Hinterhalte.


Erwischt.


Aufstieg der Schmuggler vom Meere auf den Karst.

Schleichhandel an der Küste von Istrien. (S. 164)

rasirtem, dickem, rothem Gesichte und einer auffallend hohen kreischenden Stimme.

„Nur nicht so neugierig, Schmalzlerche," lachte der mit seinem Spitznamen angeredete Schirmer. „Wen ich bringe, der ist gut."

„Schon in der Tefitze (Zuchthaus) gewesen?"

„Zwei Jahre."

„Dibber (erzähl) 'mal," wandte sich der Dicke an Speicher. „He, Zulke, wohin willst Du denn?"

„Nur 'mal drüben den ‚kahlen Ede' begrüßen."

„Ich habe unschuldig gesessen," erklärte Speicher.

„Unschuldig?" wieherte die Gesellschaft. „Alter Kronensohn, uns brauchst Du keinen Sums vorzumachen."

„Es ist die Wahrheit," versicherte Speicher ruhig. „Ich arbeitete damals in der mechanischen Werkstatt von Halten & Sohn im Akkord. Eines Sonnabends kurz nach Mittag, als die Andern schon gegangen waren, blieb ich noch, um ein komplicirtes Stück fertig zu machen, worüber es halb Eins wurde. Dann begab ich mich auch nach Hause zu Tische. Auf einmal trat der Werkmeister und ein Fremder zu mir in's Zimmer. Der Letztere sagte, mich scharf anblickend, daß das Löhnungsgeld für denselben Abend, welches sich in der neben dem Arbeitssaal liegenden Stube des Werkmeisters in einem Pulte befunden, zwischen Zwölf und Eins gestohlen worden sei. Ich habe mich um diese Zeit allein im Arbeitssaal aufgehalten. Er sei Beamter der Kriminalpolizei und müsse Haussuchung halten. In meinem Gefühle der Schuldlosigkeit sagte ich ruhig, er möge nur seine Pflicht thun. ‚Zuerst körperliche Untersuchung,' meinte er und tastete an mir herum, fuhr mir dann in die Taschen und zog plötzlich aus der hinten am Rock befindlichen ein zusammengefaltetes Leinensäckchen. Ich war wie vom Donner gerührt. Der Beamte aber rief barsch: ‚Na also, nur keine Flausen mehr! Wo steckt das Geld?' Ich betheuerte, weder von diesem Säckchen noch von dem Gelde etwas zu wissen. Mein Rock habe ja während der Arbeitszeit draußen im Kasten gehangen und der, welcher das Geld gestohlen, könne auch das Säckchen heimlich hinein gethan haben. Allein der Beamte glaubte mir nicht, und ich wurde verhaftet. Meine Frau, die zitternd und sprachlos Alles mit angehört, sank mit einem Aufschrei ohnmächtig nieder. Ich wollte ihr beispringen, allein der Beamte gab es nicht zu. Eine Stunde darauf saß ich am Molkenmarkt. Dann gab es ein Verhör nach dem andern. Es half nichts, daß ich fortwährend meine Unschuld betheuerte, ich wurde zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt und habe sie abgesessen. Wie die Sache zugegangen, ist mir noch immer ein Räthsel."

„Vielleicht kommt's später 'mal 'raus," meinte Schmalzlerche. „Was wirst Du nun beginnen?"

„Er will in städtische Dienste treten," berichtete der in diesem Moment zum Tische zurückkehrende Zulke-Schirmer. „Aber es wäre eine großartige Dummheit; er braucht nur ein Schloß anzusehen, so springt es auf. Ich hab' 'ne Zeit lang neben ihm gearbeitet und weiß also ganz genau, was er leistet. Damals wollte er freilich nicht viel von mir wissen und spielte sich auf den Stolzen hinaus. Doch das ist jetzt vergessen."

„Wie steht's mit Deinem Anhang?" wandte sich der Dicke an Speicher. „Hast Du Deine Frau schon wieder aufgesucht?"

„Ich fand sie nicht mehr in unserer früheren Wohnung, auch konnte mir dort Niemand ihren jetzigen Aufenthalt angeben; es wohnen lauter Fremde in dem Hause, auch der Vicewirth ist ein Anderer."

„Ganz, wie wir es gebrauchen," meinte Schmalzlerche zufrieden. „Na, da besinn' Dich nicht lange und sag', daß Du unser Mann sein willst."

„Ich kann nicht," erwiederte Speicher. „Bedenkt, ich war bis jetzt ein ehrlicher Kerl."

„Was hast Du davon?" rief Schirmer. „Nutzte es Dir vielleicht etwas in den verschiedenen Werkstätten, wo Du Dich angeboten hast? Nein, Du bist jetzt 'mal verfehmt, unter den sogenannten Ehrlichen ist kein Platz mehr für Dich; somit bleibt Dir nichts anderes übrig, als Dich zu uns zu halten."

Jener saß mit düsteren Blicken da. Es war ihm heute wirklich so viel Bitteres begegnet, daß er daran verzweifeln mußte, in Zukunft wieder auf ehrlichem Wege seinen Unterhalt zu gewinnen. Was sollte er also beginnen? Leben wollte er doch.

Man kümmerte sich anscheinend nicht weiter um ihn und sorgte nur dafür, daß sein Glas stets gefüllt war. Das starke, scharfe Getränk übte auf den an Mäßigkeit Gewöhnten auch bald seinen Einfluß aus, Friedrich Speicher's finstere Miene glättete sich. Zuerst lächelte er nur, dann lachte er über die zum Besten gegebenen Späße. Schirmer blinzelte den Dicken vielsagend an. Jetzt hatte man den Bewußten bald so weit, wie man ihn haben wollte.

In einer der vornehmeren Straßen der Residenz bewohnte der Rentier Feßling den zweiten Stock eines stattlichen Hauses, der alte Herr brauchte die vielen Räume bei weitem nicht, er war aber sehr reich und stand allein in der Welt; eine Einschränkung in irgend welcher Hinsicht wäre daher nur ein Sparen für entfernte Verwandte, lachende Erben gewesen. Dennoch lebte er auch nicht gerade verschwenderisch; ein alter Diener und eine Haushälterin in mittleren Jahren bildeten sein ganzes Personal.

Er stand eben in seinem Salon und sah einem Manne zu, der das Aufhängen von Gardinen besorgte.

„Sie verstehen Ihre Sache," rief er demselben nach einer Weile anerkennend zu, „und laufen trotz Ihrer Beleibtheit die Leiter geschwind genug hinauf und hinab."

„Ja, lieber Herr," versetzte der Tapezierer mit einer auffallend hohen kreischenden Stimme, „gute Arbeit muß geliefert werden, sonst schickt Einen der Meister fort."

„Wie kommt es aber, daß Sie selbst noch nicht Meister sind? Die Kenntnisse besitzen Sie doch und das Alter auch."

„Stimmt, lieber Herr. Sie vergaßen nur das liebe Geld. Ich hatte viel Unglück im Leben. — So, da wären wir fertig."

Er stieg die Leiter hinab, wobei seine kleinen, glitzernden Augen wie Irrlichter durch das Zimmer fuhren. Wir erkennen ihn jetzt wieder, es ist der Mann, der im Verbrecherkeller Schmalzlerche genannt wurde.

Herr Feßling zog sein Portemonnaie hervor, entnahm ihm einen Thaler und reichte das Geldstück dem Gehilfen mit den Worten: „Hier, weil Sie Ihre Obliegenheit zu meiner Zufriedenheit ausgeführt haben."

Der Dicke bedankte sich, belud sich mit seiner Leiter und dem Handwerkszeug und empfahl sich. Er schritt, als der Rentier hinter ihm die Thür geschlossen, langsam durch den Gang und blieb an der nächsten Thür einen Moment stehen.

„Die wäre es also," murmelte er vor sich hin, „die zweite rechter Hand."

Er stellte seine Leiter leise an die Wand, holte etwas aus der Rocktasche, bückte sich blitzschnell, zog den Schlüssel aus dem Schlüsselloch und preßte ihn kräftig auf die Masse in seiner Hand.

Er hatte eben ihn wieder an seine frühere Stelle gebracht und die Leiter wieder aufgenommen, als eine Thür an der gegenüberliegenden Seite des Flures geöffnet wurde, und eine Frau hinausblickte, deren Züge angesichts des so unerwartet Dastehenden einen Ausdruck des Befremdens annahmen. Der Dicke verlor aber seine Kaltblütigkeit nicht.

„Guten Tag, Madamken," sagte er gemüthlich und schritt der linker Hand befindlichen Flurthür zu. Die Frau konnte ihn hier nicht mehr gewahren, auch sonst war Niemand sichtbar. Alsbald erfolgte die Manipulation wie vorhin, worauf der Bursche mit triumphirendem Schmunzeln die Treppe hinabstieg.

Im gleichen Moment trat die Frau an die Flurthür und sah noch die Leiter und den Kopf des Davongehenden in der Treppenbiegung verschwinden.

„Was läuft der Mensch hier denn eigentlich so lange herum?" murmelte sie, wandte sich dann dem Zimmer des Rentiers zu und begann, in dasselbe tretend, kopfschüttelnd: „Herr Feßling, der Tapezierer stand vorhin allein im Gange und ging jetzt erst die Treppe hinab. Ich fürchte, er führt etwas im Schild. Er hatte so einen falschen Blick und so einen leisen Katzentritt."

„Hahaha," lachte der Rentier, „will die Frau gar den harmlosen, feisten Kerl zu einem Spitzbuben stempeln!"

„Aber —"

„Papperlapapp, verschonen Sie mich mit Ihren Narrheiten!"

Die Haushälterin verfügte sich nach dieser Abweisung zur Küche zurück, flüsterte aber dabei vor sich hin: „Und ich denke doch meinen Theil. Wenn man solche Erfahrungen gemacht hat. Mein armer, durch die Schändlichkeit der Menschen zu Grunde gerichteter Mann! Was mag aus ihm unter all' dem schlechten Volk geworden sein? Jetzt, wo seine Zeit bald herum ist, fürchte ich mich fast vor dem Wiedersehen. Gott gebe, daß er der Alte geblieben ist. Gleich morgen will ich an die Strafanstaltsverwaltung schreiben und ihm meine Adresse mittheilen."

Sie machte sich tief aufseufzend an die Bereitung des Abendbrodes, welches Herr Feßling gewöhnlich gegen sieben Uhr einnahm. Hernach pflegte er auszugehen.

„Bleiben Sie heute Abend lieber zu Hause," bat ihn die Haushälterin zur besagten Zeit.

„Ach Thorheit, Frau Kohlmann," lachte der alte Herr, seinen Ueberzieher anlegend. „Spukt Ihnen der dicke Tapezierer noch im Kopfe herum? Na, schlimmstenfalls haben Sie ja auch den Joachim und meinen Revolver zum Schutze da. Hahahaha!"

Lachend schritt der Rentner die Treppe hinab. Frau Kohlmann verschloß die Flurthür sorgfältig und verfügte sich dann halbberuhigt in das Zimmer zurück. Sie nahm um diese Zeit gewöhnlich einen Strickstrumpf oder eine Näherei vor, wobei ihr der alte Diener Joachim, die Zeitungen lesend, Gesellschaft leistete. Punkt zehn Uhr begab sich der Letztere immer in sein Dachzimmer hinauf, und die Haushälterin suchte auch bald nachher ihr Lager auf. Heute wollte sie aber eine Ausnahme machen und bis zur Zurückkunft ihres Herrn aufbleiben; Joachim war indeß nicht zu bewegen, eine Stunde seines Schlafes zu opfern und verließ sie daher zur üblichen Zeit. Als sie dann so allein und still dasaß, meldete sich das Schlafbedürfniß auch bei ihr. Sie kämpfte mit aller Macht dagegen und raffte sich einige Male wieder auf; allein ohne daß sie es recht merkte, fielen ihr auf's Neue die Augen zu, und sie schlummerte schließlich ein. —

Plötzlich schrak sie empor; ein Geräusch hatte ihr Ohr getroffen. Athemlos lauschte sie. Richtig, draußen wurde geflüstert. Schleichende Schritte huschten an der Thür vorüber, dann ein leises

Klirren an der des Nebenzimmers, Herrn Feßling's Schlafgemach, wo das Geldspind stand. Großer Gott, ihre Befürchtung! Da waren die Spitzbuben und Niemand zu ihrem Beistande da. Sollte sie aus dem Fenster um Hilfe rufen? Ehe Jemand erschien, konnten die Verbrecher sie ermordet haben. — Halt, dort in der Schublade Herrn Feßling's Revolver!

Die schwache Frau fühlte plötzlich den Muth der Verzweiflung. Sie ergriff die Waffe, riß die Thür auf und trat auf den Flur. Der Schein der dort brennenden Lampe zeigte ihr zwei verdächtige Gestalten, von denen die eine einen wilden Fluch ausstieß.

„Was wollt ihr?" kreischte die Frau, den Revolver vorstreckend.

Keine Antwort erfolgte, aber der eine Kerl stürzte plötzlich wie ein Tiger auf sie zu. Halb besinnungslos vor Angst drückte sie los, ein Schuß krachte, und mit einem wilden Aufschrei taumelte der Mensch zu Boden. Sein Genosse stand dagegen todtenbleich, mit wankenden Knieen auf seinem Platze und starrte die Haushälterin, welche selbst ganz hinfällig vor Entsetzen über die Folgen des Schusses an der Wand lehnte, wie ein Gespenst an.

„Marie," murmelte er jetzt tonlos.

Frau Kohlmann, durch die Nennung ihres Namens abermals heftig erschreckend, faßte nun auch die Gestalt des zweiten nächtlichen Besuchers scharf in's Auge.

„Gnädiger Himmel!" ächzte sie. „Du Fritz? So weit ist es mit Dir gekommen?"

„So weit, ja," versetzte er, in Thränen ausbrechend, „aber noch nicht so weit, als Du vielleicht glaubst."

Schwere Tritte polterten die Treppe hinab, Speicher trat hinter einen Schrank und dann zeigte sich der alte Joachim in sehr mangelhafter Bekleidung.

„Wa — wa — was geht vor?" stammelte er, anscheinend noch halb in den Banden des Schlafes.

Frau Kohlmann nahm sich gewaltsam zusammen. „Ich habe den Menschen niedergeschossen," sagte sie, auf den sich unter fortwährenden Schmerzensrufen am Boden Windenden deutend, mit fliegenden Worten. „Sie sehen, daß meine Befürchtung eingetroffen ist. Laufen Sie jetzt schnell zum nächsten Revierpolizeibureau, um dort die Anzeige zu machen."

„Jawohl, jawohl," antwortete Joachim gehorsam und stolperte die Treppe hinab.

„Hilf mir den Mann in das Zimmer bringen," forderte nun die Haushälterin ihren Gatten auf.

Sie faßte den Stöhnenden unter die Arme, während Speicher mechanisch die Füße angriff, worauf Beide den Verwundeten in das Zimmer trugen und dort auf das Sopha legten. Dann sagte sie: „Ich hole Wasser und Leinwand, entferne inzwischen die Kleidungsstücke, damit wir sehen, wo die Kugel hineingegangen ist."

Sie eilte hinaus, während Speicher ihrer Aufforderung entsprach. Die an der rechten Seite befindliche Wunde blutete heftig. Frau Kohlmann erschien jetzt wieder mit einer Schüssel Wasser und Verbandzeug. Beide suchten die Blutung zu stillen, da wurde es plötzlich auf der Treppe laut. Speicher hatte nur eben noch Zeit, in ein Seitenzimmer zu huschen, als sich schon die Thür öffnete, und Joachim mit einem Polizeiwachtmeister und zwei Unterbeamten erschien.

„Das ist doch noch 'ne Frau, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat," äußerte der Wachtmeister anerkennend. „Zuerst knallt sie den Kerl nieder und dann pflegt sie ihn! — Na, guter Freund, wie steht's?" wandte er sich an den Verwundeten, in dem wir jetzt Schirmer erkennen. „Ist man noch transportfähig?"

Jener gab keine Antwort, er hatte das Bewußtsein verloren. Die Beamten hoben ihn auf und brachten ihn fort. Inzwischen nahm der Wachtmeister das Vorgefallene zu Protokoll und entfernte sich dann ebenfalls, worauf die Haushälterin auch Joachim mit der Bemerkung zu Bett schickte, daß sie bis zu Herrn Feßling's Rückkunft allein aufbleiben werde. Als der alte Diener gegangen war, ließ sie ihren Gatten wieder eintreten, und es kam nun zu einem Aussprechen zwischen dem Paare. Er beruhigte die über das Wiederfinden auf solche Art ganz Trostlose und erzählte ihr von seinen gestrigen vergeblichen Bemühungen, Arbeit zu erhalten, von dem späteren Zusammentreffen mit Schirmer und wie man ihm dann in der Spelunke zugeredet, ein Genosse der Verbrecher zu werden. Nach langem Sträuben habe er endlich eingewilligt und sei so heute Abend mit Hilfe falscher, nach Schmalzlerche's Wachsabdrücken gemachter Schlüssel in Gesellschaft Schirmer's hier eingedrungen, um dabei auf so unerwartete Weise seiner Frau zu begegnen.

Darauf berichtete sie, daß sie nach seiner Verhaftung heftig erkrankt und in das Kaiserin-Augusta-Hospital gebracht worden sei. Nach der Wiederherstellung habe sie dann durch die Vermittelung eines Mitglieds der Hospitalverwaltung die Stelle bei ihrem jetzigen Herrn erhalten, der ihr nur zur Bedingung gemacht, den Namen ihres Mannes abzulegen und dafür ihren Mädchennamen wieder anzunehmen.

„Hätte ich geahnt, daß sich Dein Schicksal so gestaltet hat, würde ich meine Haft viel gleichmüthiger ertragen haben," meinte er. „Doch das ist jetzt vorbei, und mit Gottes Hilfe wird sich nun Alles zum Bessern wenden. Nicht wahr, Marie, Du stößt mich wegen des Vorgefallenen nicht von Dir."

„Nein, nein. Aber jetzt mußt Du Dich entfernen, Herr Feßling kann jeden Augenblick zurückkommen und darf Dich gegenwärtig hier nicht treffen. Gute Nacht, Fritz."

„Gute Nacht, Marie."

Sie drückten sich die Hände, dann leuchtete sie ihm die Treppe hinab. —

Der Rentier war, als er das Vorgefallene bei seiner Zurückkunft erfuhr, nicht wenig verblüfft und rief: „Ich begreife den Meister Schwerthagen nicht, daß er mir ein derartiges Subjekt schicken konnte. Gleich morgen will ich fragen, wie die Sache zusammenhängt." —

Die Bestürzung des Tapezierermeisters war nicht minder groß. Er habe den Menschen erst vor vierzehn Tagen angenommen. Seine Zeugnisse seien die besten, und man wäre mit seinen Leistungen überall sehr zufrieden gewesen. Uebrigens habe er sich noch nicht wieder eingestellt, was Herr Feßling allerdings ganz begreiflich fand.

Bei seiner Rückkehr traf der Rentier Speicher, dessen Persönlichkeit einen so günstigen Eindruck auf ihn machte, daß er seinen ganzen Einfluß aufzubieten versprach, ihm eine angemessene Stellung zu verschaffen.

Während man noch über diese Angelegenheit sprach, erschien ein Schutzmann und fragte nach der Wohnung eines gewissen Speicher. Dieser und seine Frau verfärbten sich, denn sie mußten natürlich befürchten, daß Schirmer ein Bekenntniß abgelegt, und sein Genosse infolge dessen verhaftet werden solle. Allein der Beamte erklärte nur, daß der schwerverwundete Verbrecher lebhaft nach jenem Speicher verlange und mitgetheilt habe, daß die Haushälterin des Herrn Feßling Auskunft über dessen Aufenthaltsort geben könne. Es scheine, daß Schirmer etwas auf dem Herzen habe, was er Speicher mittheilen wolle.

Der Letztere stellte sich demzufolge als der Gesuchte vor und machte sich alsbald auf den Weg. Er blieb bis zum späten Nachmittage aus und erschien dann mit leuchtenden Augen und strahlendem Antlitze.

„Marie! Herr Feßling!" rief er außer sich vor Freude, „meine Unschuld ist an den Tag gekommen! Kein Anderer als Schirmer hat damals dem Werkmeister das Geld gestohlen!"

Und dann berichtete er den froh Erstaunten Folgendes: Schirmer, der einige Zeit vor dem fraglichen Ereignisse in der Fabrik von Halten & Sohn thätig gewesen, aber wegen Liederlichkeit und Unbrauchbarkeit entlassen worden war, hatte sich an jenem Tage, während der Portier sein Mittagsschläfchen hielt, in das Gebäude und an dem eifrig feilenden und hämmernden Speicher vorbei geschlichen, mit Nachschlüsseln die Thür des Nebenzimmers und das Pult geöffnet, das Geld eingesteckt und dann wieder auf demselben Wege den Rückzug genommen. Draußen im Flur war ihm der teuflische Einfall gekommen, dafür, daß Speicher stets so wenig von ihm hatte wissen wollen, nun den Verdacht des Diebstahls auf denselben zu lenken. Er steckte daher eines der Geldsäckchen in dessen Rocktasche, worauf er an dem in seinem Zimmer immer noch friedlich schlafenden Portier vorüber glücklich wieder den Ausgang gewann. — Alles das hatte Schirmer heute, von seinem Gewissen bedrängt, in Gegenwart eines Kriminalbeamten gestanden, und der Letztere darauf Speicher gerathen, sich sofort an einen Rechtsanwalt zu wenden, damit dieser die Neuaufnahme des Verfahrens beim Gerichte veranlasse, was dann zu einer nachträglichen Ehrenrettung führen müsse.

„Natürlich, so wird's gemacht!" rief Herr Feßling. „Ich komme für alle Kosten auf!"

Demzufolge ward Speicher bald die Genugthuung, von der Strafkammer seine volle Rehabilitation zurückzuerhalten. Er hatte inzwischen schon auf Empfehlung Herrn Feßling's eine Stellung in einem gewerblichen Etablissement erhalten, bei dem er sein gutes Auskommen fand. Der alte Herr blieb dem Ehepaar stets ein Freund und Gönner.

Speicher aber suchte hinfort durch ein doppelt musterhaftes Leben und getreueste Pflichterfüllung die böse Stunde vergessen zu machen, in der er ebenfalls im Begriff gewesen war, ein Verbrecher zu werden.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Napoleon I. als Wagenlenker. — Zur Zeit der großen Lager von Boulogne belustigte den Kaiser nichts mehr, als wenn er, hinter den Vorhängen seines Zeltes stehend, den verschiedenen Spielen seiner Soldaten zusehen konnte. Die alten Krieger pflegten sich alle Abende auf dem weiten Rasenplatze, der das Zelt des Kaisers umgab, zu versammeln, um sich hier allen möglichen Spielen hinzugeben. Diese Belustigungen bestanden anfangs darin, daß unter der Leitung des Korporals Morland, der mit seiner Eigenschaft eines Fechtmeisters auch die eines Tanzlehrers verband, die wunderlichsten Tänze aufgeführt wurden. Morland spielte dazu auf seiner Geige. Niemand schien dann glücklicher zu sein, als der Kaiser, wenn er seine alten Sappeurs aus der egyptischen Armee mit den grau werdenden Haaren, den verwitterten Gesichtern über den Rasen hupfen sah. Manchmal wurden die Tänze aber auch mit Gesangsbegleitung aufgeführt. Die alten Graukópfe, die stets die neuesten Gelegenheitslieder auswendig wußten, sangen dann meist das damals bei den Soldaten so beliebte Lied: „Die Landung in England", und wiederholten stets mit besonderem Nachdrucke den Refrain, indem sie sich Alle bei der Hand nahmen und um das kaiserliche Zelt einen großen Kreis bildeten. In ihren Gesang schalteten sie dann den Ruf: „Vive l'empereur!" ein. Darauf folgte unter Morland's Anführung wieder ein Rundtanz. — Napoleon ließ häufig Erfrischungen an die Soldaten vertheilen. Je zwei Mann erhielten eine Flasche Wein. Auch die Seesoldaten wollten nicht müßig bleiben. Sie versahen kleine Boote mit Rädern, mit einem langen Mast und breitem Segel; bei günstigem Winde segelten sie dann in diesen Boot-

wagen oder Landschiffen auf dem Trockenen am Strande des Meeres entlang. Die Stabsoffiziere machten sich das Vergnügen, ihnen zu Pferde zu folgen und waren bei diesem Landwettsegeln und -Reiten selten Sieger. Wenn der Wind indeß plötzlich umschlug, so fielen die Boote auf die Seite und die Insassen kugelten übereinander in den Sand. Diese Lust am Sport wurde bei den Soldaten schließlich so allgemein, daß sie auch Wettrennen zu Fuß anstellten, und Napoleon setzte für die Sieger Preise von 20, 40 und 100 Franken aus. Für die leichte Kavallerie gab es auch Wettrennen zu Pferde, die Preise dabei waren 100 bis 300 Franken. Diese verschiedenartigen Belustigungen weckten in Napoleon bald die Begierde, auch seine Geschicklichkeit einmal zu versuchen. Er veranstaltete zu diesem Zwecke ein Wagenrennen um sein Zelt. Die Stadt Antwerpen hatte ihm vor nicht langer Zeit vier prächtige Pferde, die aber noch nicht vollkommen eingefahren waren, zum Geschenk gemacht. Mit diesen wollte er selbst am Rennen theilnehmen. Er schwang sich auf den Bock, während der Großkanzler Cambacérès, der Senator Monge und der diensttuende Adjutant Rapp im Wagen Platz nahmen, und Cäsar, der Kutscher des Kaisers, hinten aufstieg. Kaum hatten die muthigen und feurigen Rappen bemerkt, daß eine andere als die bisher gewohnte Hand die Zügel führte, so gingen sie im gestreckten Laufe auf geradem Wege nach dem Meere zu durch. Als Cäsar die gefährliche Richtung sah, welche die Thiere einschlugen, rief er dem Kaiser zu: „Sire, um des Himmels willen, ziehen Sie links an, lassen Sie die rechte Leine etwas nach!“ — „Laß nur, Cäsar,“ antwortete ihm der Kaiser, der schon lange nicht mehr Herr der Pferde war, „ich werde meine Sache schon machen!“ — „Gewiß,“ bestätigte Rapp, „Seine Majestät führt uns diesmal auf direktem Wege nach England; wünschten wir nicht Alle seit langer Zeit dorthin zu kommen?“ — „Sire, halten Sie an, halten Sie an!“ flehte Cambacérès, als er sah, daß Napoleon aus Aerger die Pferde auch noch peitschte. Der Senator Monge hatte sich in sein Schicksal ergeben. Mit gesenktem Kopfe und geschlossenen Augen, sich fest an eine der Wagenthüren klammernd, saß er leise vor sich hinmurmelnd da, indeß das Gefährt dahinraste, als würde es vom wilden Jäger selbst gelenkt. Da plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck, und im nächsten Augenblick schlug der Wagen um. Die Pferde standen am ganzen Körper zitternd sofort still. Napoleon lag zehn Schritte fortgeschleudert ohnmächtig im Sande. Der einzige unbeschädigt Davongekommene war Rapp, alle Anderen waren mehr oder weniger übel zugerichtet. Der Adjutant sprang schnell auf und eilte dem Kaiser zu Hilfe, der erst nach geraumer Zeit wieder zu sich kam. Indessen konnte sich Niemand des Lachens erwehren, als Napoleon dem heranhinkenden Kutscher die Peitsche zurückgab, indem er mit dem größten Ernste sagte: „Man muß dem Cäsar geben, was des Cäsar's ist!“ [Bd.]

Humoristisches.



Einfaches Mittel.

Dame: Aber weshalb öffnest Du denn ein Fenster, es sind ja hier nur 10 Grad Wärme?

Dienstmädchen: Nun, ich hörte eben vom Gärtner, es seien draußen 6 Grad Wärme; wenn wir die also hereinlassen, haben wir ja die 16 Grad, welche es immer sein sollen!



Verschiedene Auffassung.

Herr: Ei was, wer kein Reisegeld hat, soll doch daheim bleiben; ich habe auch nicht genug, um das ganze Jahr herum zu reisen.

Vagabund: Und ich hab' halt nicht genug, um daheim zu bleiben.

Ein geistreiches Werk. — Ein Jurist, Namens Styck, schrieb im Jahre 1713 eine Dissertation über Maulschellen und Ohrfeigen, welche er in vollkommene und unvollkommene, in patschende und nichtpatschende, in ernste und scherzhafte, in strafende und lohnende (bei einer Maulsperre oder von schöner Hand zu appliciren) logisch ordnete, indem er zugleich folgende Fragen stellte und mit Aufgebot aller juristischen Spitzfindigkeit beleuchtete: Kann eine Hand ohne Finger eine Ohrfeige geben? Ob man sich zu Maulschellen kontraktmäßig verbinden, und das alte: „Auf eine Lüge eine Maulschelle!“ üben dürfe? Ob es endlich erlaubt sei, einem hochlöblichen Oberamt oder wohllöblicher Stadtschultheißerei, wenn sie zehn Thaler Strafe für eine Ohrfeige erkannt haben, noch weitere zehn Thaler hinlegen und ihnen selbst eine Ohrfeige geben zu dürfen? [C. T.]

Ein ungalanter Witz. — Als der Feldmarschall Herzog von Marlborough gefährlich krank lag, drang seine Gemahlin, die ihm nichts weniger als Rosen in sein irdisches Dasein flocht, in ihn, eine von ihr empfohlene Medicin zu nehmen. Als sich der Kranke weigerte, rief sie endlich heftig: „Ich will mich hängen lassen, wenn sie nicht hilft!“

„Nehmen Sie, Herzog, nehmen Sie geschwind!“ rief da der anwesende Leibarzt Dr. Garth, „unter diesen Umständen hilft Ihnen die Medicin auf alle Fälle!“ [Kl.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 22.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 20:

Bitte vom Schicksal nicht, daß es den Pfad Dir mit Rosen bestreue — Ach, sie welken bald, dann liegen Dir Dornen im Pfad.

Homonym.

Der große Denker Moltke ist es nimmer,
Und dennoch ist er's öfters, wie man sagt;
Und so wie er, ist's Mancher nie im Leben
Und ist es doch oft, wenn man ihn befragt.
Turnvater Jahn, Kant, York und Stein nicht minder,
Sie waren's stets und waren's oft auch nicht;
Nicht sind es uns're Frauen, uns're Kinder —
Doch ist's der Mann, ja selbst der kleinste Wicht.
Und der dies Räthsel euch heut' aufgegeben,
Der ist es auch, und ist's doch gar nicht gern,
Denn wenn er's ist, dann flieht er frohes Leben
Und hält von der Geselligkeit sich fern! —

Auflösung folgt in Nr. 22. [E. Noot.]

Auflösungen von Nr. 20:

des Logogriphs: Werst — Wurst;

des Buchstaben-Räthsels: Charlatan — Tarlatan.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.